Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 43 (1946)

Artikel: Aus der Welt der Bündner Vaganten

Autor: Bertogg, Hercli

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-114205

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus der Welt der Bündner Vaganten.

Von Hercli Bertogg, Chur.

Vielfältig wie die Natur ist in Bünden das Volkstum. Es war einmal so um Mitte März herum. Föhn und warme Bergsonne machten im Vereine die ersten energischen Angriffe auf den Winter. Da litt es den Pfarrer nicht mehr auf seinem Dorfe. Wie die Murmeltiere auf einmal ihren Winterschlaf aufgeben und vorsichtig ihre Nase zum Bau herausstrecken, so wollte er auch wieder einmal sehen, was draussen läuft. Und richtig! Es traf sich gut. Nicht weit vom Bahnhofe der bündnerischen Kapitale stiess er schon auf einen lieben Bekannten, einen grossen, geschmeidigen Herrn, — äusserlich und geistig ein typischer Vertreter der Romanen vom altfreien Schamserberg. Nicht viel weiter oben kommt mit flinken Schritten, klein und untersetzt, das Auge voll jener feinen Bauernschlauheit, ein ehrwürdiger Herr im geistlichen Gewande, der richtige Typus eines anderen Romanengebietes, daher. Ein paar Schritte — und es folgt eine ganz andere Gestalt. Gross, knochig, breitschultrig — einer der letzten Postkondukteure, der einem stundenlang von all den Fahrten mit dem stolzen eidgenössischen Fünfspänner über alle Pässe zu berichten weiss — ein Rheinwaldner Walser bis ins Mark und in die Knochen. Auf dem Martinsplatze aber stehen alle jenen schönen und minder schönen Maladerser, die zum Platze gehören wie der steinerne Heilige auf dem Brunnenstocke. Wie man nun die Reichsgasse hinunterbummelt und sich dem Grauen Hause — dem Bündner Regierungsgebäude — nähert, bekommt man so um diese Jahreszeit herum jene verschiedenen hohen Herren Regierungsräte und die, die es etwa werden möchten, zu Gesicht, alle ziemlich aufgeregt und aufgeregter, je näher die Wahlen im Wahljahre rücken. Jeder dieser Herren aber ist leiblich und geistig ein Typ für sich, dem Volke, das sie vertreten, wohl entsprechend.

Das allerschönste Bild aus dem so vielgestaltigen Leben bündnerischen Volktums aber bot sich damals allerdings erst am Untertore, am Ausgange des Städtchens dem Unterlande zu. Von der Lenzerheide her kommt da in flottem Galopp der Ferdinand mit seiner Alten. Ja, im Galopp kommt er daher, wie es sich für ihn so schickt. Denn er ist und will es zeigen, ein „g'machta Maa", ein Pferdebesitzer. Das laute Geschell seines Zugtieres zieht zunächst alle Blicke auf sich. Das Vieh selber ist ein Vetter der Rosinante des edlen Don Quichote della Mancha traurigen Angedenkens, d. h.: vier struppige Stützen, ein hängender Heubauch, kolossale Eckknochen, schön profilierte Rippen ... das dürften die wesentlichsten Merkmale dieser Kreatur sein. Dafür darf der Kesslergaul ein mit Hasen-, Hunds- oder Dachsfell reich verbrämtes Geschirr tragen, das überdies über und über mit Messingscheibchen verziert ist. Ferner hat er die Ehre, ein Brückenwägelchen, nicht nur so einen bäuerischen Leiterkarren, zu ziehen. Dieser Wagen ist vom jahrlangen Gebrauch ziemlich windschief. Die Federn auf der einen Seite sind erlahmt und mindestens ein Rad „schwanzt" ganz bedenklich. Dafür ist das Gefährt abwechslungsreich beladen. Vorne, gegen den Bock gelehnt, ist ein Bündel Magerheu, der Notvorrat für das noch viel magerere Rösslein. In der Mitte der Brücke schwanken die Geschirrhutte, ein Bündel alter Schirme, das Material zum Schirmflickergewerbe und in einem oder zwei Säcken die sonstigen lebensunerlässlichen Utensilien. Auf dem Rande der Plattform, ringsherum im geschlossenen Kreise, paradieren die verschiedenen Auflagen und Jahrgänge des ferdinandeischen Nachwuchses, summa summarum bisher so ein Dutzend Köpfe. Und noch ein unabtrennbarer Bestandteil gehört zu dieser Karawane: verschiedene, rassenmässig auf keinen Fall definierbare Hunde....

Der massige Stadtpolizist, der gerade daher stolziert, schüttelt den Kopf und schaut dem seltsamen Gefährt lange nach. Gemäss dem Aktenbündel, das er unter dem Arme trägt, muss er wahrscheinlich zum soundso vielten Male den Saumseligen die noch unbezahlten Steuerrechnungen zutragen und ist bei diesem Geschäfte seinen Humor völlig losgeworden. Auf jeden Fall brummt er uns unwillig zu: „Weiss der Teufel, was dem Herrgott in den Sinn gekommen ist, als er diese Sorte Leute geschaffen hat!" Ja, wahrhaftig,

warum hat der liebe Gott derartiges Unkraut der Landstrasse bis auf den heutigen Tag so prächtig gedeihen lassen und zwar allen regelmässigen Grossratsbeschlüssen, Regierungsverordnungen und den Bemühungen der Pro Juventute zum Trotz? Warum auch?

Zum ersten wohl, um der armen Welt ein sicheres, untrügliches Frühlingszeichen zu gewähren. Wenn nämlich der Ferdinand mit seiner Alten die Fahrt ins Land wagt, dann kommt der Frühling. Dieses Zeichen trügt nicht und ist sicher zuverlässiger als der schönste Kuckucksruf. Aber auch ein geistiges Frühlingszeichen für eine alte, allzuverhockte Welt soll die eigenartige Erscheinung wohl vielleicht sein — das Symbol einer kommenden, besseren Welt. Was kümmert es den stolzen Vaganten und seine Ehehälfte, ob der Polizeiwachtmeister brummt! Was geht's ihn an, was er als unliebsames Aktenpaket an verfallenen Steuerrechnungen unter dem Arme trägt! Was grämt er sich ob dem Zittern, Ach und Weh hoher Herren Regierungsräte im Wahlfeuer! Was fragt er nach Churer Verkehrsvorschriften, und was kümmert's ihn, ob sein Rösslein eher einer Geiss als einem Kavalleriegaule gleicht! Er pfeift sein Liedlein, schaut geradeaus und denkt, — wenn überhaupt etwas —: „Steigt mir alle zusammen den Buckel auf. Ich lebe nur einmal, aber flott!"

Vorurteile und hundert Bindungen einer zopfigen Kultur, wozu auch! Die Gotteswelt ist ja so schön und gross und weit für jeden, der sie zu nehmen weiss...

Der Hauptgrund dafür, dass das Schicksal allem zum Trotz der ferdinandeischen Sippschaft nicht den Garaus gemacht hat, wird aber wohl im folgenden liegen. In den modernen Vaganten Bündens ist uns ein natürliches Reservat jener Volksverfassung getreulich bewahrt worden, bei der die Volkswerdung des Schweizer- und Bündnervolkes hat beginnen müssen. Gleichsam als Kontrapunkt, als Erkenntnisstütze von grossem Werte, leben diese heutigen Nomaden unter uns und geben dem Denkenden wohl zu verstehen, was es gebraucht hat, bis unser Volk diesen typologischen Primitivzustand hat lassen können, um etwas Wertvolleres zu werden. Ich bitte ausdrücklich, mich hier nicht missverstehen zu wollen! Die Vaganten sind kein historischer Rest irgend eines alten Volkes, der durch irgendwelche dunklen Ereignisse vom glücklicheren Teil desselben abgesprengt worden wäre und sich nicht

hätte fortentwickeln können. Es besteht gar kein genetischer Zusammenhang zwischen den heutigen Vaganten Bündens und den alten Rätern, Kelten oder Walsern. Sie stellen kaum den rätischen Uradel dar. Die typologische Gleichheit oder grosse Ähnlichkeit zwischen ihnen und den alten Bewohnern unserer Länder taucht jedoch immer wieder in überraschender Weise auf, so sehr, dass ein tieferes Verständnis der Volksbildung des Schweizervolkes ohne den Hintergrund dieser Nomadenwelt nur schwer zu erwerben sein wird.

Die Welt unserer Vaganten ist in ihrem Wesen und in den Hauptzügen der geistigen Konzeption nichts anderes als die Lebensweise jener Stämme der Menschheit, die wir allgemein als Nomaden kennzeichnen. Die Lappen im hohen Norden Europas, die Samojeden in ihren unwirtlichen Tundren, auch die verschiedenen Beduinen in ihren öden Wüsteneien in Transjordanien und Arabien sind ja bekannte Vertreter dieser Völkerschaften, die die kargsten und ärmsten Gebiete unserer Erdkugel bewohnen. Fasst man diese Völklein oder Stämme ins Auge, fällt einem bald auf, wie sie trotz aller geographischen und ethnischen Differenzierung doch grosse Grundzüge gemeinsam haben, also eine Verwandtschaft geistiger Art besteht, wenn sie blutmässig auch nicht das geringste miteinander gemeinsam haben.

Das auffälligste Merkmal aller Nomaden einschliesslich unserer Vaganten ist ihr unstetes Leben, ihr Wanderleben. Während das sesshafte Volk sein Haus und seine bestimmte, fest umrissene Heimat hat, auf einem oft recht begrenzten Erdenflecke wohnt und diesen intensiv bebaut und erfasst, hat der Nomade einen viel, viel grösseren Lebensraum notwendig. Es liegt ja auf der Hand, warum der Steppenbewohner und der Wüstensohn soundso viele Quadratkilometer Fläche braucht, um sich zu erhalten. Es ist der harte, oft unendlich harte Zwang der kargsten Natur, die nur durch ein unstetes Wanderleben noch eine armselige Existenz zu bieten vermag. Oder, so müssen wir es im Blick auf diese Menschen wohl sagen, nur dadurch, dass sie auf jede Annehmlichkeit eines sesshaften Lebens von vorneherein verzichten, ist es ihnen überhaupt möglich, in den unheimlichen Regionen des hohen Nordens oder der sonnendurchglühten Äquatorialwüsten sich ein Dasein abzuringen. Es ist der harte Kampf ums Leben, den diese Helden des Lebens in oft bewunderungswürdiger Weise führen.

Wanderleben, das ist denn auch der Grundzug der bündnerischen Vaganten, oder, wie wir sie nennen, der „Kessler“ (romanisch „parlèrs“ von parlet = der Kessel oder „mulets“ von mular = schleifen). Hier ist die Notwendigkeit zum Wandern allerdings auf den ersten Blick nicht sichtbar. Gehen wir etwas tiefer, so liegt diese Anforderung vielleicht doch nicht so ferne. Es ist doch auffällig, dass sich Vaganten in dieser festen Ausprägung gerade in den Bündner Bergen haben erhalten können oder — besser gesagt — sich immer wieder gebildet haben. Die Geschichte gibt uns Kunde davon, dass auch andere Schweizergaue immer wieder solche Leute beherbergten. Sie sind dort aber aufgesogen und assimiliert worden. Nun denke man sich aber Bünden in seiner besonderen geophysischen Struktur! Der Grossteil seines Gebietes liegt weit über der normalen Ackergrenze. Wenn da Menschen ein Dasein fristen wollen, dann geht es nur, indem sie sich dem Diktate einer gewaltigen Natur beugen. Unsere Bergbauern sind zum geringeren Teil eigentliche Bauern. „Bauenbuwen“ heisst ja pflügen, den Acker bestellen. Das kann man weder im Avers noch in Safien. In der Grosszahl der Täler ist der Ackerbau das Sekundäre. Primär ist der Bergbauer eben Viehzüchter. Unsere Bergbauern müssen dazu zum guten Teile auf die Stetigkeit des Wohnortes verzichten. Ihre Rindviehherde, ihr grösster Reichtum, kann erhalten werden nur durch ein gewisses Nomadisieren, welches desto stärker und ausgesprochener wird, je höher hinauf wir kommen. Seine Herde kann der Bergbauer in gewissen Gemeinden nur drei bis vier Wochen im Dorfe oder in dessen unmittelbarer Nähe füttern. Sonst wandert er eben von Stall zu Stall oder muss sich mit der beschwerlichen und oft gefährlichen Arbeit des Heuzuges abmühen. Letzteres wird er, abgesehen vom Wildheu, das hoch oben gelagert wurde, nicht tun; nicht aus Bequemlichkeit, sondern weil er sonst seine hochgelegenen Wiesen nicht düngen kann, diese dann aber den Ertrag versagen. Auch die nur einmalige Mahd im Jahre schwächt die Pflanzendecke in dieser Höhe in unvergleichlich stärkerer Weise als im Flachlande mit der langen Vegetationsdauer. So wandert der Bergbauer mit seiner Herde von einem Stall zum anderen in festgelegtem Turnus. Ebenso ist es im Sommer. Wie der Vater und die Söhne im Winter ständig weitab in den Gadenstätten das Vieh besorgen, so wandert die Familie

im Sommer zur Heuernte von einer Region des Dorfbannes zur anderen, von der Talsohle bis hoch hinauf zu den glatten Grashalden des Wildheues. Oft ist es so, dass einige Wochen das Dörflein, abgesehen vom Pfarrer und einigen Alten und Arbeitsuntauglichen, menschenleer ist. Selbst dieses Nomadisieren mit aller Primitivität des Wohnens und Kochens usf., die es notgedrungen mit sich bringt, genügt noch nicht. Die ständige Auswanderung kommt dazu. Mag sich diese in der Form der Saisonarbeiter vollziehen oder in der Abwanderung für Jahre und Rückkehr erst nach sozusagen vollbrachtem Lebenswerke, die Notwendigkeit besteht immer neu. In diesem Rahmen haben wir als eine seltsame soziologische Form das bündnerische Vagantentum zu werten.

Der sesshaftere Bauer verübelt es dem Kessler meistens in erster Linie, dass er wandert. „Ein rollender Stein setzt kein Moos an", heisst diesbezüglich ein romanisches Sprichwort, d. h. wer eben kein Sitzleder hat, bringt es zu nichts. Ja, der Bauer schaut mit einem gewissen Grauen auf dieses fahrende Volk und kann diese Erscheinung sich nur erklären, indem er annimmt, irgend ein furchtbarer Fluch laste auf dieser Gesellschaft. Eine romanische Sage deutet es z. B. so: Einmal kamen Fahrende auf ihrer Flucht von Zillis her zur ersten Viamalabrücke. Auf ihrem Karren führten sie ihre sterbenskranke Mutter oder Grossmutter mit, die ihnen jedoch gar hinderlich war. Wie die Söhne den schwindelnden Abgrund unter der Brücke erspähen, nicken sie sich zu und werfen die Alte ohne Barmherzigkeit, um die sie fleht, in die tosende Tiefe. Niemand hat es gesehen. Aber seither müssen sie wandern, immer wandern und kein Erdenfleck will sie leiden... Nun aber, mussten sie und müssen sie vor allem wirklich heute noch wandern und so unserem Staate und mancher Gemeinde zur fast untragbaren Last und Not werden? Der Sesshafte verneint diese Notwendigkeit meist rundweg. Wir wagen es nicht, ihm ohne weiteres zuzustimmen. Dass sie wandern müssen, das ist ihre furchtbare Tragik. Aber wieso müssen sie es? Weil ihnen einst keine Möglichkeit gegeben wurde, in unseren Volkskörper hineinzuwachsen, darum müssen sie es in erster Linie. Diese Vaganten sind zum guten Teile Einwanderer. Für die Hauptfamilien lassen sich Person, Jahr, Umstände usf. genau angeben. Aus dem Vorarlberg, aus Süddeutschland, aus Unterwalden sind sie gekommen. Andere

Familien haben Tirolerblut in ihren Adern, und wieder andere entstammen dem Süden. Einige sind Abkömmlinge alteinheimischer Bauerngeschlechter, deren andere Zweige heute noch als solche blühen und in Ehren stehen. Da kommt z. B. der Begründer einer ganz berühmten Dynastie als geschätzter Glockengiesser in unser Land. Die Viehglocke ist für den Bauern ein unentbehrliches Requisit. Sie hilft das Vieh hüten, da man sonst die Tiere im Nebel und in den Alpenerlen oft gar nicht zu finden vermöchte. Sie dient aber in der Vorstellung der Leute immer noch als bestes apotropäisches Mittel; so verhindert die Messingglocke z. B. angeblich, dass sich Wiesel an die Euter der Kühe machen und diese vergiften usf. Ferner ist die Glocke bestes Ausdrucksmittel des Bauernstolzes, Beweis seines Besitzes und seiner Unabhängigkeit. So war der Glockengiesser begreiflicherweise wohl gelitten, hatte seine Aufgabe und sein Auskommen. Er und seine Familie gediehen prächtig, wobei niemand seinem Heimatscheine nachfragte, bis — ja bis er oder seine Söhne sich anmassten, in die Bauerngesellschaft eindringen zu wollen. Das gab es nun nicht. Er hätte aus seinem ehrlich Verdienten sich wohl Feld kaufen können. Das jedoch verhinderte die Bauernsame und ihr Gesetz. Überflüssigen Kulturboden hatten die Bauern nicht. Die wenigen Bauern, die mehr Grund besassen, als sie für sich brauchten, die gaben erst recht keinen her. Das verbot der Bauernstolz. Und wenn ein Aussenseiter aus irgendwelchen Gründen bereit gewesen wäre, das Geld zu nehmen, verhinderte die Verwandtschaft oder die Dorfgenossenschaft den Verkauf todsicher. Dazu hatte man ja das prächtige Zugrecht, nach dem jeder Verwandte oder Dorfgenosse, im Oberhalbstein sogar jeder Talgenosse, das Recht besass, innert Jahresfrist, gelegentlich noch bis nach 10 Jahren, den Verkauf zu annullieren, wenn er vor der Obrigkeit den Verkaufspreis deponierte. Auch jener andere Weg, durch den ein junger Einwanderer in die Bauernfamilien hineinkommen konnte, die Einheirat, war diesen Fremden meist verschlossen. Mochte der Junge noch so anständig sein, als Fremder hatte er keine Möglichkeit zu reüssieren. Die Erhaltung des Bauernbesitzes stand eben weit über allen persönlichen Werten. Mit einer Starrheit ohne gleichen setzte die Familie des Bauern das durch. Selbst das Eindringen ins Dorf wurde dem Fremden verwehrt. Er bekam kein Hausrecht, kein „Sulom“, und kein

„Fiug“, keinen „Grund“ und kein „Feuer“. Das hätte ja bedeutet, dass er gleichen Rechtes wie die Dorfgenossen sei. Ihm wurde eine abgelegene Hütte weit vom Dorfe angewiesen, wo er sein Dasein ausserhalb der Rechtsgemeinschaft führen mochte. Wie stolz wies der Bauer in meinem Heimatdorfe auf die Ansässer als auf die „Sut il rieven“, auf die „Unter dem Borde“, und wie verachtet sind anderswo „die von den Höfen“ noch heutigen Tages! Gerne übertrug man solchen Beisässen das notwendige, aber als „ehrlos“ geltende Amt des „Wasenmeisters“ (Abdeckers) oder des Feldmausers. Im schlimmsten Falle, d. h. wenn man wirklich niemand anders dazu auftreiben konnte, vertraute man dem Kesslerjungen etwa noch das Kleinvieh zum Hüten an. Hätte man einst nicht genügend viele ausgediente, schnapstrinkende und tabakkauende Napolitanersöldner zur Versorgung gehabt, hätte manche Gemeinde ihnen seinerzeit vielleicht für den Winter noch das Amt des Schulmeisters übertragen!

Damit aber, dass der „Fremde“ in alle diese „unehrlichen“ Berufe hineingeriet, war die unüberbrückbare Kluft zur bodenständigen Bauernsame da, eine Kluft, die sich nun immer mehr vertiefen musste. Seine Ehepartnerin holte sich der Vagant bald bei Seinesgleichen oder eher noch bei Tieferstehenden, besonders bei italienischen und tirolischen Vaganten. Und damit kam in sein Leben erst recht jenes unheimliche Vagantenblut hinein, das diese Familien zur ausgeprägten Sondererscheinung machte. Damit kam erst recht das Nomadisieren und die spezifische Geisteshaltung zustande. Die Frau ist hier nämlich durchwegs — wie übrigens wieder auch beim Beduinen — das zähere Element, das in viel tieferem Masse an dieser bestimmten Welt hängt als der Mann, der ihr eher zu entreissen sein dürfte. Die Frau wohl niemals! Beweis dieser Zusammenhänge ist die Tatsache, dass die „Verkesslerung“ alter Bauerngeschlechter immer über die Frau geht. Da heiratet ein etwas sonderlicher Bauernjunge eine Vagantenschöne. Er und seine Nachkommen werden folgesicher zu echten Fahrenden. In einem Falle hat selbst ein recht respektables Vermögen den Bauernjungen nicht vor dem Absinken auf die Landstrasse bewahrt. Das Gut war bald durchgebracht. Nun zieht das Ehepaar in die Weite. Die Heimatgemeinde hört nichts weiteres von ihnen als die regelmässige Ankündigung eines weiteren Sprösslings in möglichst kurzer Frist. Eine

Kontrolle der Tatsächlichkeit ist nicht zu bewerkstelligen. Irgend ein schweizerisches oder süddeutsches Zivilstandsamt berichtet nachträglich, was es in Erfahrung hat bringen können. „Geboren auf dem Felde", heisst es gewöhnlich in den betreffenden Akten. Im vorliegenden Falle hat sich herausgestellt, dass die zahlreichen Nachkommen in der Mehrzahl gar nicht vom nominellen Vater stammen, sondern tatsächlich das Produkt einer ganzen Aktiengesellschaft darstellen. Aber die Heimatgemeinde hat sie seinerzeit akzeptiert, und sie gelten nun als getreue, liebe Mitbürger, wenn sie von chronischer Geldverlegenheit oder Polizeigewahrsam überfallen werden.

Weil diese Sorte Leute selbstredend auch leben muss, sie von der übrigen Gesellschaft je und je zurückgestossen und häufig genug nicht in geringster Weise verstanden wurde, muss sie eben wandern. Als Hausierer, Schirmflicker, Kesselflicker ('Nullimänger'), Korber ('Chanismänger') und Sägenfeiler usf. ziehen sie los. Eine häufige Firmatafel war früher, d. h. bis der Staat infolge der Ungunst der Zeiten selbst zu diesem Geschäfte griff, das Knochen-, Lumpen-, Sauborsten- und Altmetallsammeln. Mit diesen verschiedenen „Gewerben" verbinden sich Bettel und gelegentlicher Diebstahl. Dabei hat jede Sippe ihr bestimmtes Revier, ihr Wandergebiet, das genau eingehalten wird. Wie der Beduine nicht planlos in der Wüste herumschweift, sondern im grossen und ganzen eine bestimmte Wanderung vollzieht, so halten es auch unsere Vaganten. Ihre „Tour de Suisse" — die ausländischen Gebiete sind ihnen jetzt ja verschlossen — geht im März durchs Rheintal hinunter. Der erste grosse Aufenthalt erfolgt um Sargans herum. Da treffen sich offenbar die verschiedenen Sippen, um nach den Wiedersehensfeierlichkeiten teils dem Walensee nach, teils dem Rheine entlang zu ziehen. Dorf für Dorf wird dabei ein Stück weit mit eingehendem Besuche beglückt. Dann erfolgt dazwischen immer wieder ein Gewaltsmarsch durch ein ganz unberührtes Gebiet. Wichtige Stationen sind die Gegend um St. Margrethen für die Rheinfahrer, das Gasterland für die Westwanderer, auffälligerweise immer Gebiete der alten Untertanenlande und ehemaligen Vogteien oder eben die günstigen „Dreiländerecken". Nach Abstechern ins Zürcher Oberland und nach der Anstandsvisite in der Stadt Zürich verziehen sie sich gegen den ersten August herum als gute Schweizer aus dem Solothurnischen in die Urschweiz, um vor Wintereinbruch fett und

wohlversehen über die Oberalp den Heimatkanton aufzusuchen. Inzwischen sind nämlich die Bergbauern wieder in ihre Dörfer zurückgekehrt, haben ihre mühsame Arbeit überstanden und heimsen den Lohn für dieselbe ein, sodass sie friedlicher und gutmütiger gestimmt sind — wie geschaffen für das Gewerbe der Fahrenden. Da flicken sie nun den Bauern ihre Körbe und Zainen, besonders die grossen Heukörbe, die zum Füttern benutzt werden — eine Arbeit, die sicher eine bedeutende Geschicklichkeit und Fertigkeit erfordert. Die alten Familienschirme werden instand gestellt, und die defekten Maiensässpfannen und Eimer werden wieder für ein Jahr brauchbar gestaltet. Für diese Arbeiten werden die Fahrenden meist mit Naturalien, die der Bauer nicht so wertet wie das Geld, entschädigt. Wohlversehen mit diesem Notvorrat verziehen sich die „Jenischen", wie sie auch heissen, kurz vor Wintereinbruch in ihre bestimmten Winterstandquartiere.

Bei den Nomaden kann ihr harter Lebenskampf in den Einöden nur mit Hilfe gewisser Tiere einigermassen siegreich durchgeführt werden. Die Natur hat ihnen ja solche Wunderhelfer geschenkt. Was wäre der Lappe ohne sein Ren. Sozusagen alles bietet ihm diese eine Kreatur: Milch, Fleisch, Fell zur Kleidung und Behausung, Rippen für die Schlittenkufen, Sehnen zu Faden, Schnüren und Stricken. Es zieht ihm überdies den ganzen Hausrat von Ort zu Ort usf. Wenn dieses Tier bei all seiner Genügsamkeit versagt, dann ist es um den nordischen Nomaden geschehen. Oder denken wir an den Süden. Was wird aus dem Beduinen, wenn seine Kamele und Schafe von Seuchen befallen werden oder verdursten! Das steht in manchem Berichte des Alten Testamentes zu lesen oder ebenso im neuen Buche des arabischen Gouverneurs Aref el Aref in Beerseba (übersetzt von Prof. Dr. L. Haefeli, Zürich, Verlag Räber & Co., Luzern, 1938), beides gute Quellen zur Erkenntnis der Nomadenart. Dass ihr Dasein von diesem bestimmten Tiere abhängt, das wissen die betreffenden Stämme natürlich genau. Was Wunder, wenn sie denn auch in ganz eigenartiger Weise an dieser Kreatur hängen, ja, dass diese ihnen näher steht als der stammesfremde Mensch. Keinem Beduinen fällt es ein, seinen Feind mit dem Worte „Kamel" zu beschimpfen. Nein, „Kamel" ist ihm gerade der auserlesene Ehrentitel für seinen Freund und Helfer, ist die Liebkosung, die die Gattin für ihren Gemahl reserviert oder die dankbaren Untertanen

ihrem grössten Sultan, dem Saladin el Kamil zusprachen oder die staunenden Juden einem ihrer grössten Rabbiner zu Zeiten Jesu gewährten, dem Gamali El, dem „Kamel Gottes“. Und es ist ihnen ja heiliger Ernst damit. Unsere Wertung dieser Tiere ist ihnen völliger Unsinn, ja geradezu Sünde. Begreiflicherweise ist anderseits diesen Menschen nur dieses eine Tier ganz vollwertig und schätzbar. Alle anderen Vieher sind meist Feinde seines vierbeinigen Freundes und darum gehasst oder dann unverstandene, nutzlose Geschöpfe. Wie der Beduine mit seinem Kamel, der Lappe mit seinem Ren oder der Tibeter mit seinem Yak, so ist unser Kessler mit seinem Pferde und seinem Hunde verbunden. Wie schon eingangs gesagt, wer ein Rösslein besitzt unter ihnen, der ist ein vollwertiger Kessler, „en g'machta Maa!“ Ein Pferd mit seinem Zubehör ist für ihn das unüberbietbare Ideal an irdischen Gütern. Den Umgang mit Pferden versteht er denn meist auch ganz ausgezeichnet. Er weiss, wie eine arme Schindmähre wieder rasch auf die Beine gebracht werden kann oder wie ein widerspenstiges Tier zu zähmen ist, Fähigkeiten, die die Vaganten Bündens bei unsern Gebirgssäumern im Militärdienste zu recht geschätzten und sehr brauchbaren Soldaten machen, vorausgesetzt, dass die Vorgesetzten mit ihnen umzugehen wissen wie sie mit ihren Pferden. Der Fahrende versteht sich auch aufs „Trappel zörla“, d. h. auf den Pferdehandel, natürlich immer zu seinen Gunsten, wobei er mit besonderer Vorliebe tauscht. Vom Hunde in anderem Zusammenhang! Die anderen Tiere schätzt der Kessler wenig, am wenigsten das Tier des Bauern, das Rind. Nie ist ihm der Besitz einer Kuh begehrenswert. Dann müsste er eben sesshaft werden. Mit grosser Verachtung spricht er vom „horbogga“, der Kuh, die er höchstens einmal oder das andere heimlich 'strüpfled' d. h. melkt, damit er zu 'gliss', zu Milch fürs 'galmali' = Kleinkind kommt. In seinem zoologischen Vocabularium erscheint etwa noch 'dr brigga' = der Esel, 'd'gibbera' = die Ziege, 'd'grebba' = das Schwein und 'dr ginggel' oder 'schmaler' = die Katze, die er mit besonderer Vorliebe fängt und zu einem prächtigen Sonntagsbraten herrichtet — ein Schicksal, das häufig auch 'dr stenzel' = das Huhn von ihm erleiden muss. Von den Wildtieren hat er ausnehmend gerne 'd'sora' = den Dachs, den er mit viel Geschick 'fragglet' = frevelt. Bei seinen Wanderungen den Seen und Flussläufen nach verspeist er manchen 'g'sörlata flutscher', den er dem

'fluda' entzieht, d. h. manchen geangelten Fisch, den er kunstgerecht aus dem Wasser holt. 'Latzert' nennt er das Schaf, braucht das Wort jedoch meist im bildlichen Sinne als Schimpfwort. 'Krakeli' sind die Würmer, eines der schlimmsten Schimpfworte, wobei irgendwelche seltsamen religiösen Vorstellungen mit diesem Tiere der Verwesung sich bei ihm verbinden. Besonders nennt er die von ihm gehassten Zigeuner 'krakeli'! Um die Liste gerade einigermassen voll zu machen: 'gritscha' bezeichnet einen namhaften Vertreter der intimsten und anhänglichsten Plagegeister, mit denen der Vagant regelmässig behaftet ist.

Wir stellten vorhin die Behauptung auf, der Vagant müsse wandern. Könnte er aber nicht in andere Berufe übergeführt werden und so langsam in die Volksgemeinschaft hineinwachsen? Das fällt, wie viele Versuche zeigen, äusserst schwer. Der Nomade muss seiner ganzen Natur nach wandern; Leib und Seele sind darauf eingestellt in wunderbarer Anpassung an die Lebensbedingungen. Wie unterscheidet sich der Vagant von der anderen Bevölkerung allein schon durch seinen Gang: ein rhythmisches, kleinschrittiges Wiegen. Durch die auffällig auswärts gedrehten Knie, die energische Bewegung der Ellbogen und Schultern ist er von weitem als Fahrender zu erkennen. Ferner sind auch alle jene Sinne und Eigenschaften geschärft, die ihm dieses doch harte Leben erträglich, nein, sogar schön machen. Man muss einen alten Vaganten, dessen Vertrauen man einmal gewonnen hat, von seinen Fahrten erzählen hören. Wenn manches in seiner allzuregen Phantasie überdimensioniert herauskommen wird, die Kraft des inneren Erlebnisses von Land und Leuten ist doch ganz erstaunlich. „Ihr anderen in eueren Sorgen und mit euerem Hasten habt gar keine Ahnung, wie schön es ist, so ohne Sorge und Eile Frankreich vom Norden bis in den Süden zu durchwalzen", meinte letzthin einer, der das vor Jahren ausgeführt hatte. Solches Wandern wird durch all das geradezu zum Urbedürfnis dieser Menschen. Ein Bursche, der mit mir die Schulbank zu teilen hatte, besass alle Aussicht, von einem kinderlosen Bauernpaare als Sohn und Erbe angenommen zu werden. Mit 17 Jahren geht er jedoch durch. Nach Jahren treffe ich ihn als kompletten Vaganten. „Warum bist du denn drausgelaufen?" wollte ich wissen. „Hattest du es bei deinen Pflegeeltern nicht gut, die sich wegen deines Drauslaufens so gehärmt haben"? — „Sicher

hatte ich es gut, viel besser sogar fast in allen Stücken als auf der Landstrasse. Aber siehst du, ich konnte einfach nicht anders!" — „Aber warum denn auch nicht?" — „Ja, das ist so schwer zu sagen. Ihr, wenn ihr einige Tage von zu Hause fortmüsset, redet vom Heimweh. Ihr wollt dann nicht mehr essen, und das Schönste gefällt euch in der Fremde nicht. So ist es uns zumute, wenn wir nicht wandern können. Aber das versteht ihr eben nicht." — Doch, wir wollen es verstehen. Das, was sich bei uns mit oft grosser Kraft als Heimweh geltend macht, das kommt über die Nomaden, nur mit umgekehrter Blickrichtung. Nennen wir es Fernweh. Und sitzt nicht, beim einen stärker als beim anderen, auch in uns noch ein Rest davon als Wanderlust, die sich in bestimmtem Alter in verstärktem Masse meldet, um nachher durch unsere bürgerliche Art, das Leben zu erfassen, erstickt zu werden? Stolz ist der Beduine auf seine ungebundene Freiheit. Stolz ist der Kessler auf seine Freizügigkeit, die er um nichts in der Welt aufzugeben geneigt ist. Tief verachtet der Nomade von Beerseba den Fellachen, den „Graber" im Ackergebiete. So schaut, seiner Welt durchaus bewusst, der Vagant auf den schollengebundenen Bauern herab.

Worin besteht im übrigen diese Welt der „Üssriga"? Zunächst ist zu sagen, dass er auch seine Gesetze hat. Es sind sogar oft recht harte, tiefeinschneidende bestimmte Gesetze, denen er sich mindestens so ernst unterordnet wie wir uns den unseren. Nur sind diese Gesetze ganz andere als unsere gesellschaftlichen und staatlichen Normen. Jeder Nomade hat zunächst einmal einen ganz anderen Eigentumsbegriff als wir Sesshaften. Er kennt ja unseren Besitz an Grund und Boden nicht, ja, der dünkt ihn einfach lächerlich und dumm. In seinem Gebiete, da gehört die weite Steppe allen, wenn begrenzt, dann nicht durch Privatbesitz eines Einzelnen, sondern durch Eigentum des Nachbarstammes. Und diese Besitzesgrenze wird nicht festgelegt durch genaue Grenzsteine. In der Wüste kommt es auf einen Kilometer mehr oder weniger doch gar nicht an. Die Weide gehört dem, der zuerst dorthin gezogen ist, oder dann auch etwa dem Stärkeren. Ausschliessliches Besitzrecht erwirbt sich einer erst durch persönliche Arbeit. Wenn der Beduine einen Brunnen gräbt, dann ist dieser sein, und es gilt als Frevel, ihm diesen zuzuschütten — ein Frevel auch gegenüber der Gottheit, die das kostbare Wasser spendet.

Was aber frei wächst, das ist für alle, und keiner hat Ursache zu sagen, das ist mein. Nie hat der Wüstensohn Verständnis für den Fellachen und glaubt sich ohne weiteres berechtigt, diesem seine Felder abzugrasen oder ihm einen Teil der Kornernte zu rauben. Welche Mühe hat der gute Gouverneur von Beerseba heute noch, seine Stämme, aus denen er selber stammt, im Zaume zu halten! Raub ist eben berechtigt, ja, fast ein nötiges Supplement zur kargen Natur. Nur an gewissen Tagen hat man es zu unterlassen und man muss den Gastfreund schonen, bis er eine bestimmte Entfernung vom Gastzelte erreicht hat. Nachher darf man auch ihn seelenruhig ausplündern. Ganz ähnlich denkt der Vagant. Feldfrüchte, Heu, Emd und Stroh nimmt er sich auf dem Felde bei jeder günstigen Gelegenheit. Natürlich darf man sich nicht erwischen lassen. Aber eigentlich gestohlen ist das nicht. Dies bezeugt das Verhalten dieser Leute vor Gericht. „Das hat der Herrgott wachsen lassen, nicht der Bauer. Also ist's für alle", argumentiert er. Oder er fügt dann ganz unverblümt noch hinzu: „Er lässt seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte . . . " Es wird nicht leicht gelingen, ihm sein Gewissen in dieser Richtung voll zu wecken; denn alle diese Eigentumsgesetze der Gesellschaft entstammen seinem Dafürhalten nach lediglich dem Geiz und der Selbstsucht der Besitzenden. Gestohlen ist, wenn man Geld oder Werkzeuge entwendet, also tote Gegenstände. Das Lebende kann kein Mensch für sich beanspruchen, und keiner ist Herr darüber. Im weiteren geht das Leben allem voraus. Zur Befriedigung aller unerlässlichen Lebensnotwendigkeiten darf man sich ruhig bedienen. „Bümmerlig" = Äpfel vom Baume, „tschurra" = Kartoffeln vom Felde, „kupf" = Heu von der Wiese und „rusche" = Stroh darf man „stoba" = nehmen, sogut man etwa „schnillerna" = Nüsse, „knipfera" = Haselnüsse oder „tschirunggali" = Kirschen nimmt. Das ist „lori gschnifft" = nicht gestohlen, sondern einfach das heilige Leben erhalten.

Keinen Grund und Boden und folgerichtig keine Gesetze, die aus dem Besitz an demselben entspringen! Wir haben es nicht leicht zu ermessen, was das geistig und praktisch bedeutet. Ebensowenig wie der Eigentumsbegriff deckt sich sein Begriff staatlicher Ordnung mit dem, was wir darunter verstehen. Unser Staatswesen ist ihm innerlich fremd. Kühl steht er dem allem gegenüber und weicht ihm aus, wo er nur kann.

Er empfindet unseren Staat als schweren Eingriff in seine Kreise, die ihm den Staat in unserem Sinne vollauf ersetzen. Es ist hier recht eigentlich ein „Staat“ im Staate wirksam. Sein soziologisches Gebilde, das ihm die Individuen zusammenhält und sie vor der Willkür Aussenstehender und etwa auch der Stammesgenossen schützt, baut sich auf das gemeinsame Vagantenblut und auf die Vagantensprache auf. Es ist eine Sippenverfassung auf blutsverwandtschaftlicher Grundlage, dasselbe also, wie es die Beduinen bis auf den heutigen Tag haben, ja, wie wir es bei gar vielen primitiven Stämmen mit ganz geringer Differenzierung beobachten können. Dieser „Staat“ hat auch bei unseren Vaganten recht grosse Macht. Das Individuum kann sich ihm schwerlich entziehen. Das ist einer der hemmenden Gründe, warum es so schwer hält, die Leute für unsere Lebensform zu gewinnen. Die Gewalt des Stammes ruht auf dem „ulmisch“, was das Romanische mit „parlèr grond“ = Grosskessler, das Bündnerdeutsche mit „Heeraspengler“ wiedergibt. Der „ulmisch“ ist eine alte Respektsperson unter ihnen, die sozusagen in allen Belangen das letzte Wort über sie hat. Alle seine Nachkommen, auch die verheirateten Söhne, unterstehen seiner Gewalt. Mit Ehrfurcht reden sie von ihrem „ulmisch“, und irgendwelche Auflehnung gegen seine Gewalt scheint gar nicht in Frage zu kommen. Er leitet die Fahrt und sagt an, wo man ruht oder übernachtet, den „sooft“ = das Lager aufschlägt. Er teilt offenbar auch die „Arbeit“ seinen Burschen zu, und was diese von ihren Sonderreisen zurückbringen, ist ihm abzuliefern. Er scheint das Wort zur Verheiratung zu sagen, nicht der oder die Junge usf. Kurz, er ist für die Sippe das, was der Scheich beim Beduinen ist. Leider ist es recht schwer, über das Geheimnis des „ulmisch“ genaue Auskunft zu bekommen. Unterstützt wird er von seiner „gaia“, seiner Frau, wobei es schwierig ist zu ergründen, inwieweit ein Matronat vorliegt und vielleicht auch Promiskuität vorkommt. Trotz dieser Gewalt ist der „ulmisch“ mit seiner „gaia“ nicht einfach ein brutaler Diktator. Die ungeschriebenen Gesetze der Blutsgemeinschaft haben in ihm nur ihren ersten Vertreter und ihren Wächter. Für diese Gesetze haftet jeder Genosse des Verbandes. Das Gemeinschaftsgefühl ist ganz ausgeprägt und das „Alle für einen“ wird bei ihnen sicher gelebt. „An Üssriga“ lässt man auf keinen Fall im Stiche. Der Einzelne weiss sich getragen von

seinem Stamme und findet in der Sippe die starke Rückendeckung für seine Person.

Die Institution, die den Einzelnen vor der Willkür der Aussenstehenden schützt, ist beim Fahrenden in ganz genauer Übereinstimmung mit dem Beduinen die Blutrache oder das, was sich als geistige Voraussetzung derselben von ihr erhalten hat.

Im weit ausgedehnten Wüstengebiet ist eine staatliche Polizeigewalt eine Illusion. Der Mörder oder Räuber hat längst das Weite gesucht, bevor dieser Apparat in Funktion tritt. Zeugen werden kaum aufzutreiben sein. So wäre der Wüstenbewohner schutzlos. Doch das ist er eben nicht. Jeder Feind weiss ganz genau, dass, wenn ein Individuum eines Beduinenstammes angetastet wird, er dann die ganze Gesellschaft auf dem Halse hat. Er hat es somit keineswegs mit einem Wehrlosen zu tun. Jeder Stammesgenosse hat die unabdingliche Pflicht, sich am Schädiger eines seiner Blutsgenossen zu rächen. Die Umwelt hindert heute den Vaganten, in der Rache allzu weit zu gehen. Und doch wird nur zu oft spürbar, wie schnell die ganze Sippschaft auf die Beschimpfung eines der Ihrigen reagiert. Dieses unbedingte Zusammenhalten ist unserem bodenständigen Volke längst aufgefallen. Häufig erzählt man sich die Geschichte vom Kessler, der seine Frau grün und blau prügelt, so dass die Bauern finden, es sei denn doch des Guten zu viel, und sich einmischen. Aber da kommen sie schön an. Die Geprügelte wendet sich wütend gegen die Bauern, die für sie Partei ergriffen, und erklärt: „Er schlaht si Sach!“ Wie oft ist unserem Bauern mit seinem starren Rechtlichkeitsgefühl rasches Verzeihen geradezu verachtetes Kesslergetue. Es ist ein starkes Sippenbewusstsein, das die Fahrenden alle hält. Darum ist es auch so schwer, tiefer in ihre Welt einzudringen. Langjähriger Beobachtung und mancher Zufälligkeit des Lebens verdanken wir unsere Kunde. In nüchternem Zustande gibt sich nämlich kaum einer her, die Stammesgeheimnisse zu verraten. Von einem bestimmten Punkte an sind sie äusserst misstrauisch und lieben es, den Vertreter der andern Gesellschaft an der Nase herumzuführen. Ihre Menschenkenntnis, die sie sich durch das Wandern und Hausieren erwerben, kommt ihnen da nur zu gut zustatten.

Darum ist es auch äusserst schwer, eingehenden Aufschluss über ihre intimeren Bräuche zu bekommen, z. B. über ihre Ehesatzungen usf. Und doch ist ganz sicher, dass dort

ebenso eigentümliche Anschauungen und Bräuche bestehen wie auf den anderen Lebensgebieten und dass die übrige Gesellschaft ihnen auch da Unrecht tut, wenn sie kurzerhand in Grund und Boden verurteilt werden. Angekreidet wird ihnen ihr frühes Heiraten und die sprichwörtlich grosse Kinderzahl. Beides stimmt offensichtlich. Einer der Begründer einer solchen Dynastie hat zivilamtlich nachgewiesen 27 direkte Nachkommen. Er selber sagt vor Gericht aus, 31 produziert zu haben. Während die eidgenössische Statistik von einem steten Rückgange der Bevölkerungszahl in der Schweiz spricht, weist eine Bündner Berggemeinde folgende Prosperität eines Mitte des letzten Jahrhunderts zwangseingebürgerten Schriftenlosen nach: 1851 = eine Person. Ein Sohn dieses Mannes lebt noch. Direkte Nachkommen auf 1. Januar 1942 = 413 Seelen, wobei das die allein sichere unterste Grenze ist, während die genaue Zahl die Götter allein kennen. Diese Sippe gruppiert sich auf den 1. Januar 1942 wie folgt: 68 Familien; lebende männliche Nachkommen 133, weibliche 130, kinderlose 14. Eine Familie taufte 1941 ihr Fünfundzwanzigstes. Familien mit 10 bis 15 sind gut vertreten. Die betreffende Pfarrei hatte 1941 gerade zwanzig Geburten aufzuweisen, davon elf Vagantenkinder, also in nicht ganz hundert Jahren über 50 % der Gesamtgeburtenzahl der Pfarrei. Von 21 Ehen waren 1941 vierzehn, also gerade schön die zwei Drittel, Fahrende. Daraus ist ersichtlich, wie die Vagantenfrage eine gar ernste Sache für unser Volk darstellt und es allerhöchste Zeit ist, sich ganz gründlich und ganz ernst an das Studium dieser Probleme zu machen, die hier selbstverständlich nur andeutungsweise berührt werden können. Letzteres ist dringend geboten, weil die Vermehrung der Vaganten nicht nur durch die natürliche Fortpflanzung im Quadrat rapid vor sich geht, sondern weil in den letzten Jahren verschiedene alteingesessene Bauernfamilien verkesslerten oder auf dem Punkte sind, auf die Landstrasse zu geraten, wie früher dargetan, besonders durch Heirat mit einer Vagantentochter[1].

Von den jenischen Heiratsbräuchen steht fest, dass eine rechte Kesslerhochzeit genau sieben Tage dauern muss. Kein

[1] Zur rechtlichen Seite der Bekämpfung der Vaganten vergl. die wertvolle Schrift von Dr. R. Waltisbühl, Die Bekämpfung des Landstreicher- und Landfahrertums in der Schweiz. Zürcher Beiträge zur Rechtswissenschaft, NF, Heft 104. Sauerländer, Aarau 1944.

Glied der Sippe fehlt bei diesen Festlichkeiten. Es wird gegessen und getrunken, gesungen und getanzt. Wenn es schliesslich ohne Streit untereinander abgeht, bemerken sie es als grosse Besonderheit. Heiraten heisst in ihrer Sprache „krönen", der Ehemann ist der „kröner", die Ehefrau „d'kröneri". Bemerkenswert ist, dass das Wort „krönen" auch kaufen bedeutet. Wie die Frau sich eine „Sache" des Mannes nennt, fand schon Erwähnung. Eheliche Treue scheint auf Seiten des Mannes nicht absolut erforderlich zu sein. Ihre Kinder lieben die Fahrenden sehr und sind stolz auf eine grosse „gaasche" = Familie. Die Kleinkinder nennen sie „galmeli", die grösseren Knaben „fissel" oder „flick", die Mädchen „schixeli". Auf Schulbesuch halten sie recht wenig. Alles Abstrakte ist für sie unfassbar. Abstraktes Rechnen wird durch sie etwa verhöhnt. Der ständige Konflikt wegen des Schulbesuches entsteht auch aus dem Grunde, weil sie auch nicht den geringsten Zeitbegriff und Pünktlichkeitssinn haben. Wenn es ihnen passt, können sie rennen. Wenn es ihnen nicht gefällt, laufen sie nicht und lassen sich von keiner Uhr dazu zwingen. Und wieder verlachen sie uns als armselige Sklaven, die wir ständig mit der Uhr in der Hand meinen leben zu müssen. In der Schule halten sie das Schreiben für eine hohe Kunst. Lesen ist ein Zauberwerk, und nicht versäumt es der Kesslerpari = Vater, seinen Sohn mit der seltsamen Feststellung anzupreisen: „Er hat einmal die ganze biblische Geschichte gelesen." Schreiben heisst in ihrer Sprache „feberle". „Flebbe" ist ein Brief oder dann ganz besonders die Ausweisschrift wie Hausierpatent oder Heimatschein. „Feberle" wird dann auch zum Begriffe für Schriften fälschen. Darin haben sie einige Fertigkeit, z. B. werden Stempel mit einem hartgekochten, geschälten Ei, einem „bäzig" oder einer „Wissbiera" abgezogen und auf die neue Schrift übertragen. Doch genug davon!

Im Vorausgehenden war gelegentlich von der Vagantensprache die Rede. Die Ausdrücke für die Tiere, für das Stammesoberhaupt, Mann und Frau und die Familie wurden erwähnt. Was ist es nun mit dieser Sprache? Die Sprache ist ja immer ein gutes Hilfsmittel, das Wesen der Menschen zu erfassen, und wäre es hier umsomehr, als es sonst schwer hält, die Lebensart der Kessler zu ergründen. Einzelne Worte aus dem „Jenischen", wie diese Sprache gewöhnlich genannt wird, sind in Bünden allgemein bekannt. Sonst aber gilt die Kessler-

sprache als sehr arm und als eine nicht selbständige Sprache. Sie benutzt im grossen die deutsche Grammatik und Flexion. Sie tritt einem zunächst mehr als Standes- oder Gaunersprache entgegen, als eine Sprechweise, wie sie sich im Gegensatz zur übrigen exklusiven Gesellschaft allenthalben rasch bildet. Man denke an die Studenten- oder an die Soldatensprache. Bei näherem Zusehen erweist sich dann allerdings das Jenische als gar nicht als so arm und unbedeutend, wie es noch Dr. J. Jörger in seinen zwei überaus wertvollen Publikationen „Die Familie Zero und die Familie Marcus" feststellte. (Ich verweise mit allem Nachdruck auf diese zwei Schriften, geben sie doch bei aller Knappheit zum ersten Male ein wertvolles Material. Zuletzt erschienen bei Springer, Berlin 1919, unter dem Titel „Psychiatrische Familiengeschichten".) Mein jenisches Vokabular wächst ständig, sodass auf Grund desselben bald die quinta lingua postuliert werden kann. Die Behauptung, das Jenische entbehre eigener Grammatik, scheint sich freilich voll zu bewahrheiten. Es ist ein ganz eigenartiges philologisches Gebilde. Wie das Kleid des Bettlers, so ist auch seine Sprache aus allen möglichen und fast unmöglichen Sprachfetzen zusammengestückt und gerade so für ihren praktischen Gebrauch zum zweckdienlichen Instrument geworden. Versuchen wir die hauptsächlichen Einschläge etwas zu entwirren!

Als grösste Kuriosität ist festzuhalten, dass das Jenische der Bündner Vaganten eine recht grosse Anzahl semitischer Wörter enthält. Wie sie hereingekommen sind freilich, ist so geheimnisvoll wie die Wanderpfade der Fahrenden. Wahrscheinlich sind sie jener anderen verfemten Gesellschaft entlehnt, den hausierenden Juden im Norden und Süden. Das auffallendste Wort dieser Gruppe ist „debera" = reden, schwatzen, was nichts anderes sein kann als das semitische dabar. Eigenartig sind im Jenischen die selbständigen Weiterbildungen dieses Wortstammes. Debera heisst maulwerchen, dann aber auch rauchen. Dobri ist der Tabak und Döbberlig die Tabakpfeife. Genau wie im Semitischen die konsonantischen Radikale das feststehende Element darstellen und die Weiterbildungen durch Wandlung der Vokalisation oder durch Prä- und Suffixe vor sich gehen, so auch im modernen Jenischen. Gemeinsemitisch ist die Negation 'lo', wie sie unser Vagant immer gebraucht. Wie das reiche Buch von Friedrich Kluge, Rotwelsches Quellenbuch, Strassburg 1901, zeigt, ist das eine Spezialität der bündnerischen Fahrenden.

Semitischer Herkunft ist das Wort für „Nacht". Zu Nacht essen heisst auf Jenisch „z lail puta" = hebräisch 'lail'. Brot, Speise = Lechem, Lehem, hebr. 'lechem'; schicker = Rausch, hebr. Scheker; tof = gut, hebr. tob; g'far = Dorf, hebr. kafar; holcha = eilen, laufen, hebr. halak; jom = Tag, hebr. jom; galach = protest. Geistlicher, hebr. Verkünder, Offenbarer, galach.

Aus dem Romanischen entlehnt dürften Worte wie 'tschiruncali' für Kirschen, vom romanischen tscherieschas oder 'schandel' von candela = Kerze, Licht sein. 'Portel' heisst der Regenschirm vom romanischen portar = tragen; 'plövera', rom. plover = regnen; 'stradi', rom. strada = Strasse; 'rotel' = Wagen, 'roteli' = Velo, 'rotla' = fahren, alles Lehnwörter zu rota, roda = Rad.

Viele Begriffe sind dialektal oder solche, die wir nur mehr in alten Urkunden antreffen können. Hier in der Vagantensprache haben sie eine prächtige Zufluchtstätte gefunden und freuen sich noch nach Jahrhunderten des Lebens. Für diese Gruppe sei auf Kluge verwiesen, insbesonders auch auf das sogenannte Basler Glossar von 1735, das im SAVk III 239 ff. veröffentlicht wurde.

Einen breiten Raum nehmen naturgemäss die echt gaunerischen Wörter ein. 'Süesslig' = Zucker, 'brünlig' = Kaffee, 'dufti' = die katholische Kirche, 'klanggeri' = protest. Kirche, 'funken' = brennen, 'g'fünklet' = gebraten, 'fücklete' = Branntwein, 'härtlig' = Messer, 'hitz' = Stube, 'hitzlig' = Ofen, 'klingen' = violinspielen, 'leislig' = Rad, 'naglig' = Knochen, 'rötlig' = Blut, 'rusche' = Rauscher = Stroh, 'schinlig' = Auge, 'schallen' = singen, schreien, 'stinkel' = Stall, z. B. im Satze „d'düsleri ghett imna bibberische stinkel gschlunat" = die Kindbetterin hat in einem kalten Stalle geschlafen.

Woher aber 'butta' für essen, 'bräma' für Pfanne, 'beggera' für kranksein, 'beggererpflanzer' für Arzt, 'busi' für Fleisch, 'brilla' für Kloster, 'blutza' für verlöschen, 'dircha' für betteln, 'dircher' für Bettler, 'danusera' für weinen, 'femer' für Hand, 'fraggla' für freveln, 'jel' für ja kommt, das ist nicht so leicht festzustellen. Durchsichtiger ist das Wort für den Priester, nämlich 'baternoller' und 'baternolla' für beten, was offenbar aufs Paternostersagen zurückgehen dürfte. Woher aber 'zingerlig' für Präsident und 'senzer' für Herr genommen sind? Was ist der Ursinn von 'singassla' = Viehglocke, 'schniba' = Löffel, 'spruus' = Holz, 'sprunggert' = Salz, 'schmung' =

Butter, 'ruoch' oder 'hutz' = sesshafter Mensch, Bauer, 'Palar' = Dorf, 'nuoscha' = Schuhe, 'nielper' = Narr, 'more' = Streit, 'mant' = die Frage, 'luppera' = Sackuhr, 'knugglig' = Stuhl, 'giel' = Maul, Mund, 'güschi' = Hut? Oder woher stammen die Verba 'bumsa' = fürchten, 'benna' = reden, 'düsa' = geben (düüsleri = die Gebende = Kindbetterin!), 'gräbla' = verenden, 'hura' = sein, bleiben (z. B. „r hurt uf da tritta" = er steht aufrecht), 'heima' = stille sein, 'jalcha' = betteln ('jalchni' = Bettler), 'kirmen' = tragen, 'kitscha' = bringen, 'kümmera' = verkaufen, 'riemsachla' = verkaufen, 'tschana' = gehen („tschant lagg" = es geht schlecht), 'nepfa' = beissen, 'pfälzen' = tun, 'pfloza' = fallen, 'pleta' = fliehen (z. B. „plet, flick, dr ulmisch tschant!), 'schmula' = schämen, 'schluna' = schlafen, 'schuoffna' = tanzen und 'sichera' = kochen und viele andere?

Eine Bildungssilbe, mit der das Verbum nuanciert werden kann, ist — neben den deutschen Präpositionen — das Wörtlein 'könig', z. B. 'linz oberkönig' = schau auf!, 'tschan unterkönig' = komm herab!, 'tschanen oberkönig' = wachsen, 'pflanzen in unterkönig' = begraben, 'pflanzis unterkönig' = tue es weg! Am ehesten entspricht die Funktion dieser Bildungssilbe dem deutschen „-wärts". In Bezug auf den Wortschatz ist die jenische Sprache natürlich reich bei den Lebensausschnitten, die dem Vaganten wichtig sind. In reicher Zahl sind die Ausdrücke vertreten, die die verschiedenen Möglichkeiten, wie etwas erworben wird, genau angeben. Wenn der Fahrende einmal tatsächlich arbeiten muss und zwar eben in unserem Sinne, dann heisst das 'schinaggla'. Ethischen Wert kann er dieser edlen Tätigkeit allerdings nie abgewinnen. Für ihn ist das die komplette Dummheit, das Zeichen des Unfreien und Dummkopfes wie es für den Beduinen das phalach = graben ist. Der Vagant bettelt lieber = 'dalfa', 'dircha' usf., wobei die verschiedenen Ausdrücke noch näher präzisieren, wie man es anstellt. Harmloses Mitlaufenlassen heisst 'zupfa', Tiere freveln = 'sörla'; 'stehlen' = 'schniffa' und 'fraggla', betrügen etwa 'kaspara', was auch wahrsagen bedeutet oder kartenschlagen. Ganz seltsam ist überdies die Bildersprache, wenn sie deutsch oder romanisch reden, z. B. „a Kappa macha ohne Naht" für „einen hineinleimen" oder „hüt ist guat Wetter zum Wösch ufhenka" = „die Situation ist günstig" usf. Erben oder bekommen heisst 'stoba', kaufen = 'kümmera' oder 'kröna', finden = 'niescha', während der Ausdruck für einbrechen 'schupfa' lautet.

Dass man sich mit genügend Geld manches erwerben kann, weiss der Fahrende gut genug. Auf Geld geht darum das Sehnen des 'tschananda triffler', d. h. des Walzbruders. Der 'grimmig rippart' oder 'grandig randa', d. h. ein vollgestopfter Geldbeutel, passt ihm, denn ganz ohne 'priema' = bezahlen kommt er doch nicht aus. Viel Geld heisst 'mögis', wenig = 'loba'. Geld im allgemeinen heisst 'kis' oder 'kisef', ein Abkömmling vom hebräischen 'kesef' = Silber. Eine grosse Geldsumme wird mit 'helch' benannt, Kleingeld heisst 'bligg'. Eine echt bodenständige Benennung für die schweizerischen ½, 1 und 2 Fränkler fanden unsere Vaganten im Namen 'gaia'. Das heisst sonst „Weib, Matrone". Gemeint ist hier natürlich die Mutter Helvetia, die diese Stücke ziert. „I hagga lori gaia" heisst dann also nicht „Ich habe keine Frau, bin also ledig", sondern „ich habe keine halben und keine ganzen Franken, geschweige denn Zweifränkler."

Wandern verursacht Durst, oft grossen Durst oder im Winter Kälte. Da sucht der 'triffler' natürlich gerne 'an gauliga schicker' oder 'an grandiga kobra' = eine warme Wirtsstube auf und versorgt sich beim 'schächer', 'fetzer' oder 'kober' = dem Wirte mit 'plamp' = Bier, oder mit 'joli' = Wein, damit er nicht 'verbibbera' müsse, d. h. erfrieren, wie er sagt. Und zur Sicherheit hat er und seine 'gaia' regelmässig 'putelia' mit 'funi' oder 'fücklete', die Flasche mit Schnaps, bei sich, den sie meist recht reichlich 'plosant' = trinken. Dabei ist zu beachten, dass man nach ihrem Komment nie sagen soll 'joli' oder 'plamb plosa'! „Plosa tuet ma nu funi. Das ist finer. Brünlig (= Kaffee), 'joli' (Wein), 'butsch' (Most) und 'plamp' (Bier) tuet ma 'schwächa'." Und wenn sie dann etwa randalieren oder etwas 'schniffen', dann kommt die Polizei schliesslich. Für diese gefürchtete Instanz wimmelt ihre Sprache von Bezeichnungen. Internationales Wort ist 'iltis', 'charli', 'lohli' usf., rhätische Spezialität etwa 'knuppera', 'schuri'. 'Zopfa' heisst arretieren, 'schränken' = einsperren, und 'tofis' ist das Gefängnis.

Noch ein Lebensgebiet haben wir zu berühren — mehr als um ein Streifen der Probleme kann es sich auch hier nicht handeln —, um das Bild des Bündner Vaganten anzudeuten. Es ist dasjenige seiner religiösen Vorstellungen. Die Grosszahl der Vaganten sind getaufte Glieder der katholischen Kirche. Manche von ihnen sind vielleicht sogar mehrmals

getauft, gab es doch einst ein blühendes „Gewerbe“ und besondere Spezialisten auf dem Gebiete des Taufens wie des Opferstock-Knackens. Diese Leute fragten in jedem neuen Dorfe den Herrn Landammann oder seine Frau Gemahlin als Patin für ihr wirklich oder angeblich Neugeborenes. Der altbündnerische Brauch verbot, diesen Liebesdienst den Armen zu versagen. Natürlich hatte die gefragte, hochgestellte Person keine besondere Lust, mit der Kesslergesellschaft zur Kirche zu gehen. Man kaufte sich durch einen soliden Fünffränkler oder mehr frei, ansonst man gar übler Nachrede verfiel. Die klingende Münze steckte der Fahrende seelenvergnügt ein und versuchte sein Glück im nächsten oder übernächsten Dorfe. Das alles gelegentlich auch ohne Kind. Laut Kantonsgerichtsakten haben sich zwei ledige Brüder seinerzeit in diesem Zweige ausgezeichnet. Die betreffenden Akten belegen, wie sich der Fahrende nicht im geringsten bewusst ist, dass er mit dem Heiligen nach christlichen Begriffen Schindluderei getrieben hat. In Tat und Wahrheit haben wir eben bei den richtigen Vaganten so ziemlich dasselbe, was Aref el Aref in seiner Schrift bei seinen Schutzbefohlenen feststellt, „dass diese wohl äusserlich sich als Muhamedaner geben, tatsächlich jedoch ihrem eigenen primitiven Geisterglauben anhangen.“ Die „Dschinnen“ leiten die Handlungen der Beduinen von Beerseba weitgehend und greifen überall tief ins Alltagsleben ein. Ähnlich ist es beim Fahrenden. Davon gibt bereits sein Äusseres beredtes Zeugnis. Nehmen wir uns eines jener Prachtsexemplare vom eingangs erwähnten Brückenwägelchen etwas vor! Ein breiter Hut von meist schwarzer Farbe bedeckt seinen Schädel. Kaum trägt ein rechter Jenischer eine randlose Kappe. Eine dicke Haarsträhne ringt sich über die Stirne nach der Seite. Die Ohrläppchen sind bei Mann und Frau mit glänzenden Ohrringen oder Plättchen, den ‘glänggerlig’, versehen. An den Fingern tragen sie möglichst viele breite und glänzende Ringe, wobei auf Reingold kein Wert gelegt wird. Über das zerlumpte Gilet baumelt eine meist vielfache Uhrkette, die mit Hundezähnen oder einem ganzen Pferdeabbild verziert ist. Uhr braucht keine daran zu sein, weder links noch rechts, wo sich die Enden in den Seitentäschchen verlieren. Um die Zeit kümmert sich der Fahrende sowenig wie der Orientale.

Wozu alle diese auffälligen Schmuckstücke? Es sind apotropäische Mittel gegen die Geister, die der Kessler fürchtet und

mit seiner lebhaften Phantasie unbedingt gesehen haben will. Als Wesen feinerer Materie schweben diese „Tschüeper“ etwa zwei Meter über der Erdoberfläche dahin, ständig bereit, sich in den unachtsamen Tippelbruder zu stürzen. Ein schlimmer Kumpan im übrigen Pantheon dieser Leute ist der 'Nili', der sich meines Wissens nie in günstigem Sinne zum Triffler niederneigt. Dagegen kann der 'Niggel' bald gut, bald böse sein, was dadurch zum Ausdrucke kommt, dass die Bezeichnung nie ohne bestimmendes Adjektiv vorkommt, also 'tofa niggel' oder 'lagga niggel' d. h. der gute oder der böse Niggel. Der gute, ethisch aber ebenfalls völlig indifferente grosse Geist ist der 'Adoni', ein Name semitischer Herkunft, wohl das hebräische Adonai. Der listige, ganz böse Geist, das Schicksal und Verhängnis, ist personifiziert im 'Dicken', d. h. in ihrer Sprache im 'Masslig', einer Grösse, die häufig für ihre Verwünschungen herhalten muss. 'Dr masslig zupf di' ist die Antwort, wenn man sie beim Betteln etwas barsch abweist. Dabei glauben sie unbedingt an die Wirksamkeit ihrer Flüche und Schwüre, wie sie felsenfest an die Wirkung ihres „bösen Blicks“ glauben. Besonders der 'ulmisch', aber auch sonst etwa ein Sippenmitglied verfügt nach ihrer Meinung über die Fähigkeit, den Feind in der weiten Ferne zu lähmen, sodass er irgend eine Tätigkeit nicht ausführen kann, bis der Bannende ihn loslässt. Nicht allein auf Personen erstreckt sich diese Fernwirkung. Man kann dem Gegner auch sein Tier oder gar seinen Prügel bannen. Häufig ist die Drohung an die Adresse der für ihr Gefühl allzugeizigen Bauern, ihnen beim Schlachten des fetten Schweines das Fliessen des Blutes auf Stunden hinaus zu „verstellen“. Das Volk im allgemeinen traut ihnen dieses Können zu und gibt fast mit tödlicher Sicherheit den gewünschten Brocken Käse oder Speck oder was gerade im Handel stand. Damit haben wir einen wichtigen Punkt des Vagantenglaubens berührt, den Glauben an das Blut als an den allergeheimnisvollsten Stoff. Wenn es z. B. Leviticus 17, 11 ff. vom Blute heisst „Ki nefesch badam“ = denn das Leben, die Seele, ist im Blute, so hegt der Triffler dieselbe Überzeugung. Das Blut ist der Sitz des Lebens. Höchstens das Fett kommt daneben in ähnlicher Funktion noch etwa in Frage. Nun aber ist der Fahrende in den Folgerungen noch weit primitiver als der fromme Jude, der darum kein Blut geniessen will und so schlachtet, dass praktisch kein Blut im Fleische zurückbleibt

(eben durch Anwendung des grausamen Schächtens). Der Fahrende sagt sich: Krankheit, Schwachheit und Alter kommen davon her, dass dem betreffenden Menschen Lebenskraft abhanden kommt. Das kann im beschwerlichen Leben so leicht passieren. Gesund und stark wird der Betreffende nur dadurch, dass ihm neue Lebenskraft zugeführt wird. Bestimmte Tiere haben nun ein besonders „starkes" Blut. Bei ihnen kann man sich also das Fehlende beschaffen. Für unsere Vaganten ist dieses besondere, kraftgeladene Tier, dieses heiligste Wesen, ein Hund. Freilich nicht jeder beliebige Strassenköter! Der gewöhnliche Wächter und Katzenjäger heisst im Jenischen 'pluoter' und fällt da offenbar nicht in Betracht. Einen aber haben sie in der Meute, der nur dem einen Zwecke reserviert bleibt und selbst im schlimmsten Winter nicht verspeist wird, den 'kip' oder 'kipper'. Wird unn der 'pari', 'd'gaia' oder 'ds galmeli' schwerkrank, dann kommt die Stunde des 'kipr'. Er wird 'g'schnottarat', d. h. unter bestimmtem Zeremoniell stranguliert. Wenn der Leib erkaltet ist, wird er vorsichtig aufgeschnitten, wobei kein Tropfen des kostbaren Blutes verloren gehen darf. Dieses gestockte Blut und blutgetränkte Fleisch wird dem Kranken verabreicht, und er kommt so zu neuer Lebenskraft. Das Fett des 'kiper' steht ebenso hoch im Kurse. Es dient, um das schmerzende Glied oder den ganzen Leib tüchtig einzufetten, wodurch die im Fette gelagerte Seelenkraft auf das Schwache übergeht. Hier sehen wir hinein in ganz uraltes Brauchtum. Nirgends in den mir bekannten rotwelschen Quellen, wie sie Kluge gesammelt hat, war das Wort 'kipr' — 'kiper' — 'kip' zu finden. Ebensowenig die Bezeichnung für jene rituelle Prozedur des 'Schnottarens'. Es will scheinen, als sei dieser seltsame Brauch nur bei den Bündner Vaganten erhalten geblieben. Darauf hingewiesen sei aber, dass das Wort 'kipper' sich im alttestamentlichen Hebräisch findet und ebenso (als kippur) im keilschriftlichen Akkaddisch vorkommt. An beiden Stellen wird es mit „Sühneopfer" übersetzt, was freilich eine Übertragung sein mag, die schon späterer, entwickelterer Religionsanschauung entsprechen dürfte. Es berühren sich hier aber offensichtlich die philologische Form und der Begriffsinhalt des jenischen 'kiper' mit dem Ursemitischen. All die Jahrtausende von Hamurabbi bis heute und all die Länderstrecken vom Euphrat bis in die rätischen Vagantenkolonien haben es nicht vermocht, diese primitiven Vorstellungen aus-

zulöschen — ein neuer Beweis dafür, dass trotz aller kulturellen Veränderung ein zäher Grundstrom unter der Oberfläche der Kulturen dahinfliesst. Leicht steigen offenbar aus diesem Grundstrome unter Umständen uralte Dinge wieder empor. Das primitivste Denken mit seiner Magie liegt dem Menschen offenbar gar nicht so weit ab, wie wir meistens annehmen, und Lévy-Bruhl dürfte mit seinen eigenartigen Ideen nicht überall so ganz Unrecht haben. Zum mindesten übt die Landstrasse heute noch ihren bezaubernden, oft unwiderstehlichen Reiz auf manche Menschen aus. Eine alteingesessene Bauernfamilie kann sich aus irgend einem Grunde nicht mehr halten. Die Söhne werden Gelegenheitsarbeiter. Sie geraten vielleicht ins Trinken hinein oder kommen sonstwie auf die schiefe Bahn. Schliesslich kommt die Landstrasse. Bei mehreren Familien ist in den letzten Jahren die rasche „Verkesslerung" vor unseren Augen zustande gekommen, meistens, wie schon gesagt, durch eheliche oder uneheliche Verbindung mit einer Vagantenschönen. Wenn dann noch Zeiten des Zusammenbruches kommen, wie sie der Dreissigjährige Krieg, die Weltkriege und die Bauernkrisen mit sich brachten, dann steht eine lautlose, unheimliche Gefahr vor uns auf: die Zerstörung oder mindestens schwere Belastung eines sesshaften, sittlich-religiös gefestigten Volkes durch den Vaganten mit seiner Arbeitsscheu, Unsittlichkeit und Magie. Das Tier lauert unter einer gar dünnen Kulturdecke.

Also nicht allein wegen des 'schuri', des Polizisten, oder wegen des 'niggel' und der 'tschüepper' ist die Landstrasse so gefährlich und menschenmordend. Selbst das robusteste Vagantenleben ist nicht fähig, es allzulange auszuhalten. Zuviele geraten unter das Rad, landen im Gefängnis, in der Zwangserziehungsanstalt oder im Irrenhaus, diese Elendsstätten ins Übermässige bevölkernd. Und die anderen, die frei und scheinbar so stolz wandern, verursachen ihren sogenannten Bürgergemeinden unerträgliche Lasten, so dass einige heute deswegen am Verbluten sind. Wenn die Landstrasse nicht diesen romantischen Zauber auf das Menschengemüt ausübte, wären wir unsere Vaganten bald los. In wenigen Generationen sind die berühmtesten Dynastien trotz allem liquidiert. Es ist ja auffällig, dass kein einziges der heutigen Vagantengeschlechter auf den alten Listen der „Landstrolchen" figuriert. Verschwunden sind sie alle, die in den Zeiten des

regen transalpinen Verkehrs über die rätischen Pässe sich des goldenen Daseins freuten. Ja, damals, das waren noch Zeiten für das „Gewerbe"! All ander Dorf in Bünden eine neue, unbedingt autonome Gerichtsgemeinde mit eigenem Stock und Galgen, die der Nachbargemeinde nach Möglichkeit leidwerchte! Bauernrepubliken, die sich selbstbewusst hoch über den Fahrenden erhaben dünkten und sich im besten Falle wieder einmal zu einer sogenannten „Verbrecher- oder Schelmenjagd" aufrafften, d. h. zu einer allgemeinen Polizeistreife durchs ganze Land bequemten. Dabei wurde alles Gesindel unbesehen bei Finstermünz oder über die Tardisbrücke hinausspediert, mit dem Erfolge, dass es oft vor den „Gäumern" wieder im Landesinneren war. Für einen Prozess langte es selten. Der kostete Geld. Solches aber suchte man bei dieser Sorte Delinquenten vergeblich. Mag der arme Friedrich Schiller noch so geharnischte Proteste für sein offenherziges Urteil: Bünden sei ein Paradies für Spitzbuben, empfangen haben, unrecht hatte er nicht. In der Herrschaft Hohentrins treiben 'triffler' z. B. ihr Wesen, bis sie vor den erzürnten Bauern 'übern breithart pleten' müssen, d. h. übers Feld zu fliehen haben. Im einst habsburgischen Ems sind sie in kaum 7 km Entfernung für einige Tage sicher. Bis der Herr Vogt auf Schloss Rhäzüns benachrichtigt ist und sich zu einem Haftbefehl anschickt, braucht es einige Verhandlungen und sind einige „wenn" und „aber" zu überwinden. Indessen landen die Jenischen in Chur. Man wendet sich eventuell mit seiner Klage dorthin. Aber zunächst muss dann ja peinlich genau untersucht werden, ob das Vorgehen Sache des Stadtgerichtes oder des bischöflichen Hofgerichtes ist, wobei ziemlich regelmässig der alte, giftige Hader ausbricht. Bis das bereinigt ist, sind die „Üssriga" längst in der Herrschaft Haldenstein, die 20 Minuten vor den Toren der Stadt begann. Nun heisst es mit dem Freiherrn verhandeln. Aber in der Eile wird vergessen, in der Titulatur den Regenten mit „allweisen Doktor utriusque" anzureden. Darob furchtbare Entrüstung in Haldenstein und wieder lange Verhandlungen. Indessen sitzen die Gesuchten längst in der eidgenössischen Vogtei Sargans und wissen selbstverständlich ganz genau, dass der derzeitige Herr Vogt und der Haldensteiner sich wegen der Beerbung einer gemeinsamen altledigen Grosstante nicht über den Weg trauen . . . Doch, das war einmal. Heute ist es aus mit der

Vagantenromantik. Heute haben wir wohl alle Kräfte anzuspannen, um unser liebes Schweizervolk gesund zu erhalten und solche gefährlichen Beulen zu lokalisieren, zu lindern und wenn möglich auszumerzen. Christliche Verpflichtung den Fahrenden gegenüber ist es wohl nicht minder.